

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 3

Artikel: Die wunderbare Rettung des Black Jimmy
Autor: Hess, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die wunderbare Rettung des Black Jimmy

Von Erwin Heß

Er schritt in der freundlichen Morgensonne dahin, ein Lächeln um die Lippen, in wunderbarer, aufrechter Haltung, und die Wärter, die neben ihm gingen, sahen klein und beschämt aus. Sieben Jahre hatte Jimmy die malaisischen Gewässer mit seiner Gegenwart beehrt, hatte Aufständischen Waffen geliefert, an allen Unruhen verdient und war so langsam in den Häfen der Südsee ebenso wie in den malaisischen Gewässern bekannt und gefürchtet. Sein Gesicht war edelmäßig geformt, wie das Gesicht eines römischen Jünglings, und seiner schwarzen Haare wegen nannte man ihn den schwarzen Jimmy. Elfmal war er den Armen der Gerechtigkeit entschlüpft, beim zwölften Mal war er der Gerechtigkeit in die Hände gefallen. Die Dinge, um derentwillen man ihn zum Galgen führte, waren zahlreich und umständlich aufzuzählen. Sechshundertvierzig Seiten hatte die Anklageschrift umfaßt. Das Plädoyer des Staatsanwalts hatte zwei Stunden gedauert, doch niemand hätte leugnen können, daß das Interesse des Publikums mehr dem hinreißenden Lächeln Jimmys als der Stimme der Gerechtigkeit gegolten hatte. Nun trennten ihn noch hundertfünfundsiebzig Schritte von der Gummischlinge des Henkers.

Die Sonne schien hell, die Gesichter der Herren des Gerichtshofes sahen im frühen Licht des Tages grau und übernünftig aus. Jimmy lächelte und plötzlich fiel er nach vorn, sein Körper wand sich in Krämpfen, er erbrach sich und der rasch herbeigeeilte Arzt, welcher schon ganz darauf vorbereitet gewesen war, festzustellen, «daß der Tod bei dem Delinquenten eingetreten sei», bemühte sich um den am Boden liegenden Jimmy. Jimmy hob den Kopf, verdrehte die Augen und flüsterte mit einem Tonfall, der jedes großen Stars würdig gewesen wäre: «Hier, Doc, hier.» Und dabei legte er die Hand auf seinen Magen, zwischen Nabel und rechten Hüftknochen. Der Arzt sah zu ihm herab, drückte ein wenig an Jimmys Magenwand herum und schließlich befahl er mit verdrießlicher Miene: «Ins Spital!»

«Meine Herren», sagte etwas später der Arzt zu dem versammelten Gerichtshof, «ein ungewöhnlicher Fall. Der zum Tode Verurteilte muß sich in der letzten Nacht erkältet haben. Die Blinddarmentzündung war schneller als der Henker und unsere humane Strafbefehl gestattet nicht, einen Kranken zu exekutieren. Doch hoffe ich, den Unglücklichen, wenn schon nicht dem Leben, so doch der Gerechtigkeit erhalten zu können.» Damit entfernte sich dieser langweilige Patron mit kleinen pedantischen Schritten, in der Hoffnung, noch heute abend Jimmys Blinddarm in den Händen zu halten.

Jimmy indessen lag in seinem Bett, einem feinen, weißlackierten Spitalsbett, und stellte fest: Zeit gewon-

nen, alles gewonnen. Er war wirklich ein Kerl gegen Tod und Teufel, und in diesem Augenblick bedauerte er aufrichtig die Unvollkommenheit des Menschen, die gerade darin besonders sinnfällig zutage tritt, daß die Natur ihre Kinder mit nur einem Blinddarm bedacht hat.

So lag er schön still, sah auf das vergitterte Fenster des Gefängnislazarets und faßte neue Entschlüsse. Der Wärter kam und teilte Jimmy mit, daß man ihn mittags operieren werde. Dann rollte er Jimmys Bett in das Isolierzimmer, welches neben dem Operationssaal lag und entfernte sich. Deutlich hörte man den Schlüssel im Schlosse kreischen. Jimmy sprang auf, lief in den Operationssaal, nahm das Fläschchen mit Chloroform, entleerte es sorgfältig und füllte es mit Wasser.

Um drei Uhr kam der Arzt, trat an Jimmys Bett und sprach: «Wenn Sie irgend etwas wünschen, teilen Sie es mir mit, es ist möglich, daß die Operation mißglückt.» — «Sie sind sehr freundlich», sagte Jimmy und lächelte sein hinreißendes Lächeln, «ich bitte um nichts als dies: Ich möchte Ihre Messerchen und Zangen nicht zu Gesicht bekommen. Narkotisieren Sie mich, bevor Sie mich in den Operationssaal bringen. Das ist alles.» — «Gerne», sagte der Arzt, «vor Ihnen wird noch ein anderer Mann operiert, inzwischen können Sie narkotisiert werden.»

Jimmy hörte verworrene Stimmen aus dem Operationssaal und wartete ruhigen Herzens auf seine letzte Chance. Wenn dieser Mann, dachte er, den man da drinnen operiert, betäubt wird, hänge ich vielleicht schon morgen. Wenn es ohne Betäubung geht, vielleicht erst in fünf Jahren. Und er lächelte ein seltsames Lächeln. Dann hörte er eine weinerliche Stimme sagen: «Herr Doktor, Sie tun mir so weh.» Und die Stimme des Doktors antwortete: «Es wird gleich vorbei sein.»

Jimmy legte sich in seine Kissen zurück und setzte ein Gesicht auf, prima Duldermiene, Hollywood Großaufnahme. Da traten zwei Männer in sein Zimmer und an sein Bett. Der eine sagte: «Na, mach ihn fertig» und ging wieder hinaus, und der andere legte eine Maske auf sein Gesicht und schüttete eine Flüssigkeit darauf. «Zähl doch, du Hammel.» Und Jimmy zählte bis sieben und dann ließ er keinen Laut mehr hören. Als sich der Wärter über ihn beugte, legte er ihm seine Hände um den Hals und drückte zu, so fest er konnte, denn er hatte nichts mehr zu verlieren als sein Leben und seinen Blinddarm.

Zehn Minuten später verließ er, den Leinenkittel des Wärters auf seiner abgemagerten Gestalt und dessen Kappe auf dem Kopf, das Spital, ging durch den Garten, kletterte über die Mauer und begann zu laufen, ehe noch der erste Schuß fiel.

Man suchte ihn im Busch, auf allen Straßen, in allen Häfen, auf den Dschunken der Malaien und in den Hütten der Bauern. Aber nirgends fand man ihn.

Sechzig Tage später bezog der schwarze Jimmy ein Appartement des «Royals» in Miami, ein Sanatorium, wo es nur feine Kranke gibt. Dort lebte er zurückgezogen und vornehm, als Pflanze, der seine Nerven überanstrengt hat. Die hübschen Krankenschwestern verliebten sich ebenso rasch in sein Lächeln, wie es die Damen in Melbourne oder Sidney getan hatten. Jimmy trank nicht mehr als er durfte, lag in einem Lehnstuhl und langweilte sich tödlich bei der Lektüre von Detektivromanen. Am achten Tag seines Aufenthaltes fühlte er ein heftiges Unwohlsein und starke Schmerzen in der rechten Seite. «Appendicitis», sagte der Arzt, «Blinddarmentzündung. Eine Kleinigkeit. Wir werden das morgen früh in Ordnung bringen.»

Am andern Morgen um sechs Uhr dreißig zählte Jimmy bis vierundzwanzig. Dann begann er zu stottern und vor seinen Augen wurde es schwarz. Um sechs Uhr vierzig setzte sein Herz aus und einige Minuten später, nachdem Sauerstoff und Kampfer sich als vergeblich erwiesen hatten, stellte man den Eintritt des Todes fest. «Seltsam», sagte der Professor zu seinem Assistenten, «das ist der zweite Fall in meiner Praxis.» Und um die Ehre des Sanatoriums zu retten, schrieb er in das Protokoll: Todesursache Herzschwäche.

Der tote Jimmy lag auf dem weiß lackierten Tisch und lächelte ein gefrorenes Lächeln. Der Professor und der Assistent zogen ihr Frühstück in die Länge und sie stärkten sich mit mehreren Aperitifs und mit schottischem Whisky.

Jimmy verlor man in eine lange Kiste, um ihn des Nachts aus dem Haus zu schaffen, denn die feinen Kranken wollen vom Tod nichts wissen.

Die Brandung am Meer rollte wie immer und die weißen Silberwölkchen zogen am blauen Himmel. Der Pacific hauchte mit seinem warmen Atem alles Leben an.

Als sich die Herren von ihrem Frühstück erhoben und sich in die Kanzlei begaben, warteten drei Männer auf sie. Die waren von der Polizeistation und kamen, um Jimmy Cooper zu verhaften. «Auf seinen Kopf», so sagten sie, «ist eine Belohnung ausgesetzt von fünftausend Dollar.» — «Seinen Kopf», sagte der Professor und kratzte seine braungebrannte Glatze, «den können Sie haben. Wenn Sie mir Zeit lassen. Vor heute abend werde ich kaum Gelegenheit finden, seine Leiche zu obduzieren, aber dann will ich Ihnen gerne gefällig sein.»

Er ging an den erstauten Männern vorbei und lächelte seltsam.

Bloß der Buchstabe! Welcher Buchstabe?

Humoreske von Josef Robert Harrer

Mir ist etwas Schreckliches passiert, mir, bei dem sich jeder beschwert, sobald er etwas liest, was ich mit der Feder oder mit dem Bleistift schrieb. Es wird behauptet, es sei so schwer lesbar. Auch Paula behauptet es, obwohl ich gerade ihr Liebesbriefe schreibe. Der Brief, als Ausdruck der Liebe auf der Portable getippt, ist — wie ich glaube — kühl, geschäftsmäßig. Das sage ich auch Paula, aber sie blickt mir hochmütig zu. Es stimmt wortwörtlich: sie blickt mir hochmütig zu. Paula erwiderte kurz: «Schreibst du mir Briefe mit der Feder oder mit dem Bleistift, so ist alles aus! Merk dir das!»

Trotzdem schrieb ich Paula mit dem Bleistift auf herrlichem Papier. Heute hat Paula erwidert: «... mich das Gekritzel beleidigt, ziehe ich es vor, mit Theodor die Oper zu besuchen. ... Ich verzichte auch auf weitere Briefe. Die Bleistiftschrift beleidigt mich!»

So ist es. Paula haßt mich, Theodor ist glücklich. Der geistlose Theodor! Schuld ist der Buchstabe! Welcher Buchstabe?

Aber es kommt mehr, das Schreckliche geht weiter. Der Redakteur des Blattes «Lach täglich!» gibt mir öfter Aufträge. Heute kam wieder brieflicher Auftrag: «... hübsche Humoreske, aber sofort! Vielleicht über Kleopatra! Ist es möglich? Aber sofort!»

Es ist möglich. Das Geld ist karg, spärlich. Ich schrieb also sofort die Humoreske. Ich streute gute Witze darüber, auch über Kleopatra. Ich lachte selbst über das Produkt, das ich verfertigte. Ich schmeißte es mit der Feder, mit violettem Schreibwasser — Setzer, bitte, wirklich so! —, ich schrieb gut leserlich, mit Geduld. Aber —

Die Humoreske kam zurück. Der Redakteur schrieb böse:

«... warum mit der Feder? Welche Kaprice! Hat Sie der Storch gezwickt? Vielleicht etwas verrückt? Wer

'dichtet' mit der Feder? Lese ich vielleicht so etwas? Ich lese bloß, was mit der Schreibma —»

Aus! Ich betrachte traurig die Portable, ich setzte mich vor sie. Warum bloß, o Portable, die du groß bist wie die Aepfelkiste, warum bloß bist du so wichtig? Auch Feder, auch Bleistift vermag so vieles! Goethe, Schiller, Hebbel — wer schrieb auf der Portable? Ich aber muß. Du, Portable, bist wichtiger als der Kopf, als der Geist!

Du bist tot, o Portable, du bist malade, wie der Pariser sagt. Wie schreibe ich bloß auf dir? Es ist impossible, wie der Römer sagt. Warum ist es impossible? Schuld ist bloß der Buchstabe! Welcher Buchstabe? Wieso ist mir etwas Schreckliches passiert? Warum muß ich so viele Fremdwörter, so viele Sätze, halbe Wörter —? Halt, ich habe die beste Idee! Ich schreibe lauter halbe Sätze, Bruchstücke. ... Gerettet!

Zuerst Paula! Ja, der Brief für Paula wird fertig, mit Mühe, aber er wird fertig. Halbe Sätze, Bruchstücke, Striche. ... Ich selbst verstehe kaum, was ich schrieb. Aber ich schrieb es auf der Portable, die groß ist wie die Kartoffelkiste. Warum also Portable? Der Buchstabe ist schuld! Der getippte Brief für Paula, die Maid der Zeit, die Feder wie Bleistift verachtet, geht zur Post.

Paula erwidert sofort: «... es ist für dich das Glück, daß du auf der Schreibma — ... So herzlich schriebst du, so gluvoll! Ich fühle sofort das Feuer der Liebe! ... Sätze zwar bruchstückhaft, aber doch. ... Ich lasse also Theodor, er ist so dumm! Ich komme zu dir, Geliebter!»

Was die Portable vermag trotz der Bruchstücke, trotz halber Sätze! Gut, die Liebe ist gerettet, die Sache mit Paula ist wieder gelöst.

Jetzt ist die Reihe am Redakteur des Blattes «Lach täglich!». Ich schreibe die Humoreske über Kleopatra, wie beim Brief für Paula bruchstückhaft, halbe Sätze, Fremd-

wörter, Striche, gequältes Deutsch, rokokohaft gezierter Stil, aber auf der Schreibma —, verzichte, auf der Portable. ... Gut, der Redakteur will es so! Die Humoreske gefällt dem Redakteur fabelhaft. Sie wird sofort gedruckt. Der Herr, die Dame liest vielleicht gerade die Geschichte. Wie heißt sie? Sie heißt:

«Bloß der Buchstabe! Welcher Buchstabe?»

Wie kam ich zu der Geschichte? Ach, mir ist etwas so Schreckliches passiert! Bei der Portable brach der Buchstabe ab, der im Alphabet so wichtig ist wie beim Haus das Dach, wie bei der Oper die Baßgeige oder die Harfe. Welcher Buchstabe? Da er auf der Portable fehlt, ist es mir impossible, daß ich — Das versteht jeder. Der Buchstabe fehlt auch bei dieser Geschichte. Deshalb auch das Imperfektum statt des Perfekts, deshalb die Bruchstücke, die Fremdwörter, das «gezierte» Deutsch. Aber ich kam zur Weisheit: Wichtig, wichtig ist bloß die Portable, für Paula, für Redakteure, vielleicht auch für Schriftsteller. Fehlt der Buchstabe, ist alles aus; fehlt der Kopf, fehlt die Idee, ist alles gut. Wer merkt das? ... Aber! Ich brauche zu dieser Trauer-Humoreske, die kurz ist, drei Tage. Wie schreibe ich das Prosopoeon — dick wie die Drei Musketiere —, das bleibt mir rätselhaft. Dazu brauche ich wohl dreißig Jahre, da gerade der Buchstabe — ? — fehlt. Aber der Herr, die Dame weiß bereits, welcher Buchstabe fehlt. Bestimmt! Lest die Geschichte wiederum, edle Leser! ...

Hurra, heute wird die Portable repariert. Der Buchstabe kostet acht Mark plus zwei Mark. Addiert selbst, o Leser, bis die Portable repariert ist. Verstehst ihr, wie schwer ich dicke, sobald bloß der Buchstabe — der vor dem O, O wie Otto — fehlt? Die Reparatur ist fertig, gottlob! Die Geschichte ist aus, der Buchstabe «N» ist wieder da!